

Rudolf Geissberger

Autor(en): **Blattner, H.**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Brugger Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **17 (1906)**

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

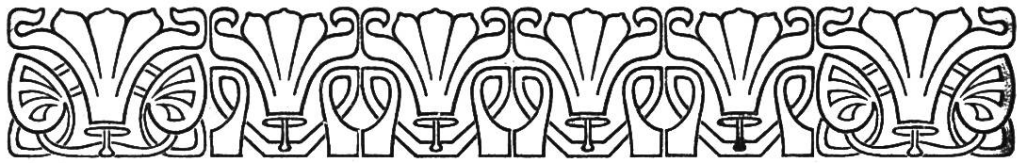
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.





† Rudolf Geißberger.

„Ich habe Tod erlitten.
Den Tod bezwang ich bald
Und geh' in eurer Mitten
Als geistige Gestalt.“ —

C. F. Meyer.

Forstverwalter Geißberger, diese Verkörperung der Daseinsfreude, der selig gelebt hat und selig gestorben ist, eine geistige Gestalt?

Wenn denn klassische Worte angeführt werden sollen, so mag eher jene farbensatte Schilderung eines andern zürcherischen Gewährsmannes am Platze sein, wo vom Verwalter der Seldwylser Waldungen geschrieben steht: „Der Forstmeister war ein Mann von etwa vierzig Jahren, groß und fest, von breiten Schultern und schönen Ansehens, die Gesichtsfarbe frisch gerötet und die Augen voll Feuer. In seiner Jugend war er denn auch der Lustigste und Wildeste gewesen, der stets die wunderlichsten Streiche angegeben; als er aber seine Frau heimgeführt, änderte er sich augenblicklich und blieb seit der Zeit der gesetzteste und ruhigste Mann von der Welt. Nur bei den wichtigsten Festlichkeiten der Stadt führte er noch mit frischer Kraft den Reigen, und nachdem er die Alltagszecher einen um den andern unter den Tisch getrunken, ging er als der letzte aufrecht von dannen und stieg fröhlich in den Wald hinauf.“

So mag mancher fragen und sinnen, der den toten Ruedi nur von ferne gekannt hat. Wer mit ihm, in noch

engerer Berührung, als sie die gedrängte, frohe Tafelrunde ergibt, den Alltag lebte, weiß, daß dieser Mann, der stets zu genießen gelaunt schien, auch mit tiefem Ernst gewollt und gestrebt hat, und daß ein reiches Vermächtnis allen denen geblieben ist, die ihn verstanden haben.

Wer aber in Brugg hätte ihn nicht verstanden, ihn, der das Herz auf der Zunge trug und für Jeden ein freundliches Wort hatte!

Er wollte nirgends „übermarchen“, um eines seiner Lieblingsworte zu brauchen, keinem antun, was er nicht selber gern über sich genommen hätte. So ist in seinem Verhalten dem einzelnen Mitmenschen gegenüber das „leben und leben lassen!“ sein Wahlspruch geworden, und als redlich am Gemeinwohl arbeitender Bürger hat er mitgeholfen, wo es immer galt, einem künftigen Geschlecht mit Zins und Zinseszinsen das zuzuhalten, was wir selber auch schon gern von unsern Vätern ererbt hätten. Einen begeisterten Mann hat er stets gestellt, wo Einer für Alle stehen mußte. Ob der burschikose Jüngling in zweierlei Tuch vom letzten Gang fürs Vaterland sang, ob der bestandene Philister kräftig in den Ruf miteinstimmte: „Die Schweizerbahnen dem Schweizervolk!“, ob der Forstmann von 60 jährigen Beständen dozierte, überall war das Feuer echt, und wer ihm nahe kam, dem wurde es auch warm ums Herz. Das ist der Zauber eines guten, ehrlichen Menschen.

Bei alldem hat aber Forstverwalter Geißberger seinen fröhlichen Glauben an ein schönes Heute und Morgen nicht mit einer dünnelhaften Unterschätzung der guten alten Zeit erbaut, sondern er fußte gern mit vollem Bewußtsein und herzlicher Dankbarkeit auf allen der Erhaltung würdigen Überlieferungen aus jenen Tagen, da der Blick und der Wille der Bürger noch weit mehr als heute durch altersgraue Mauern und Vorurteile beschränkt war. Den neuen, ausgedachten Betrieb des Lebens und die alte Gemütlichkeit miteinander zu versöhnen, das war dieses Mannes ausgesprochene Begabung und

behagliche Freude, sein eigenster Gedanke, der sein barschfreundliches Gesicht und Wesen so anziehend und sein kurzes Dasein so fruchtbringend machte. Ruedi Geißberger hat aus dem Vollen gelebt, was er dachte und fühlte. Darum ist er uns lieb und unvergeßlich, darum wanderte er mit uns alle Wege draußen im grünen Wald und sitzt mit uns am Tisch daheim, nicht Beifall zu unsern Reden und Beschlüssen oder schüttelt mißbilligend das Haupt über uns „Zwetschgenköpfe“, und wo zwei nach erfrischender, rücksichtsloser Aussprache einen alten Span beseitigen, da stößt er mit ihnen an: „Sind ä z'fride!“

Er lebt in unserer Stadt, solange noch einer da ist, der vor Zeiten seinen kräftigen Händedruck gefühlt hat, er geht „in unsrer Mitten als geistige Gestalt.“

Seinen einfachen Lebensgang in diesen Blättern noch einmal dem jüngern Geschlecht vor Augen zu führen, ist darum Freundes Recht und Pflicht zugleich.

Rudolf Geißberger, der uns verließ, als Friedrich Schillers 100 jähriger Todestag vor der Tür stand, hat im Schiller-Jubeljahr, am 2. Oktober 1859, das Licht der Welt erblickt. Im heute „zum scharfen Eck“ benannten Hause stand seine Wiege. Da betrieben seine Eltern, deren jüngstes Kind er war, eine Bäckerei und Wirtschaft. Den Umgang mit Menschen, in dem es so mancher trotz allen Studierens spät oder gar nie zur Meisterschaft bringt, lernte unser Ruedeli von Kindsbeinen an praktisch, beim Brötchenvertragen und im Verkehr mit den Stammgästen. Die Zahl der Honoratioren, die sich im Jägerstübli — so hieß damals die Wirtschaft — daheim fühlten, war in jeder Beziehung eine ansehnliche. Da war mancher, an dessen Zug im Becher und im Leben sich ein Junge ein Beispiel nehmen konnte. Im Jägerstübli hat der Knabe denn auch die entscheidenden Eindrücke und Wegleitungen erhalten, die ihn zeitlebens zum eifrigen Waldgänger und Brugger machten.

In jener gemüthlichen alten Zeit beteiligten sich in einem rechten Wirtshause die Stammgäste auch am Er-

ziehungswerk, und es konnte daher nicht fehlen, daß besonders ein Nesthöck seine zahlreichen väterlichen Freunde hatte, die jeden seiner Schritte überwachten. Zum Dank hat der Kleine gerade die knorrigsten Gesellen, die in seines Vaters Hause aus und ein gingen, mit allen ihren Eigenheiten derart ins Herz geschlossen, daß er sie nach Jahrzehnten noch in jeder guten Stunde mit seinen sonstigen sonnigen Kindheitserinnerungen wieder auferstehen ließ und so den Altersgenossen und einer noch jüngern Generation gegenüber der berufene Vermittler des Verständnisses für Großvaters Zeiten wurde. Diejenigen, die in seinen Bubenjahren junge Männer waren, hat sich der mutterwüzig fecke Kuedi schon früh zu warmen Freunden erworben. An dieser alten Garde, die leider in den letzten Jahren durch den Tod stark gelichtet wurde, hat der weitsichtige Forstmann denn auch einen festen Halt gehabt, als er mit Eifer und Klugheit daran ging, aus der Theorie, daß der Wald der Zukunft gehöre, praktischen Ernst zu machen.

Wenn die alte und die neue Zeit in den seßhaftesten Bruggerkreisen sich inniger die Hand reichten, als anderswo, wenn gerade die Forstpolitik die große Pietät der kleinen Stadt in den Dienst einer neuen, einer kommenden Zeit zu stellen wußte, so war das nicht zum mindesten dem Umstand zu verdanken, daß der Förster den Alten und den Jungen gleich sympathisch war, weil er, bewußt und unbewußt, ein gutes Stück altes Brugg und ein gutes Stück neues Brugg in sich verkörperte.

Als der Knabe, der die Schulen seiner Vaterstadt durchlief, im Jägerstübli zuerst auf deutsch und lateinisch von den hohen Freuden erzählen hörte, die man im Wald und auf der Heide sucht, da äußerte er wohl manchmal den kindlichen Wunsch, den Waidmannsberuf zu erlernen. Doch dem Bezirksschüler schon mußte der reisende Verstand das Ziel verrücken, und beim Übertritt in die Kantonschule, gerade als der Jüngling dazu kam, ab und zu eine Flinte umzuhängen, wurde, unter Ver-

abschiedung abenteuerlicher Indianerpläne, eine neue Berufswahl getroffen.

Der junge Waldläufer tat immerhin nur einen kleinen Schritt von seinem ursprünglichen Ideal hinweg: er nahm sich nun vor, dereinst ein Förster zu werden. Aber jahrelang noch — der angehende Forstmann hatte indessen längst in Zürich und München die Erfahrung machen müssen, daß dieser sichere Weg in den grünen Wald mit viel Papier vermauert sei — blieb das edle Waidwerk die Leidenschaft des körperlich in hohem Maße zu den anstrengenden Freuden der Jagd befähigten Jünglings. Ein beliebter Stand im Bruggerberg, an dem manches Häslein sein Leben hat lassen müssen, heißt bei unsern Nimroden heutigen Tags noch der Ruedi=Stand. Der Name stammt von jenen Zeiten her, als neben den berühmtesten Necken der Brugger Jagdgeschichte auch vier Geißberger, Vater David mit drei Söhnen, auf die Hirsch zogen. Das wissen jetzt nur wenige mehr. Mancher aber, auch wer praktisch der Jägerei fernsteht, erinnert sich doch wohl jener anfangs der achziger Jahre nicht allzu seltenen Augenblicke, da der Jäger Ruedi in fröhlicher Stunde auf vielfaches Verlangen gern mit Wohlklang und Gefühl sein Lieblied vortrug: „Ich schieß' den Hirsch im wilden Forst“. Wenn dieses Lied nun je wieder, so lange Forstverwalter Geißbergers Zeitgenossen leben, zu Ehren gezogen wird, so steigt aus seinen Klängen das jugendschöne Bild eines bäumigen Jägers auf — und mancher schmückt feuchten Auges in Gedanken einen graugrünen Bodenhut mit einem frischen Tannreis und erneuert das Leid jenes traurigen Tages, als sich des Försters bleicher Mund gegen die Blumenzier nicht mehr verwahren konnte.

Aus der Kantonschülerzeit, vom Frühling 1876 bis im Herbst 1879, aus den vier schönen Studentenjahren in Zürich und München mit ihren langen militärdienstlichen Ferienunterbrechungen gehen im Kreise der Altersgenossen jetzt noch viel lustige Sagen um. Maxauer

Turner, Zürcher Singstudenten, Artillerieoffiziere, Forstmänner, das sind vorab die Leute, denen Ruedi in dieser seiner ersten Glanzperiode nahe trat. Aber auch an manchen andern, der nicht lange mit ihm gemeinsame Wege wandelte, hat er sich angeschlossen, ohne daß der außerordentlich große Bekanntenkreis seiner Eigenart geschadet hätte. Wo er wollte, da gelang ihm der „große Wurf, eines Freundes Freund zu sein“, weil er zu der goldenen Laune, mit der ihn ein freundliches Geschick vor andern reich gemacht hatte, auch wertvolles Verdienst zu fügen wußte, weil er der Treusten einer war.

Solange tunlich, dem Ernst aus dem Wege zu gehen mit einem guten oder auch einem schlechten Witz, im Notfall aber, den ein sicheres Gefühl stets rechtzeitig ankündigte, aus Leibeskräften und von ganzem Herzen Stand zu halten, das war Ruedis Art, zeitlebens. Als „wohlwollende Grobheit“ hat einmal ein geistreicher, zu Zeiten nur allzu geistreicher Mann des Försters Wesen bezeichnet. Das Wort traf vielleicht vom Standpunkt des Fernerstehenden den Nagel auf den Kopf, hätte aber der, der es prägte, seinen Kuraufenthalt in der Nähe von Brugg auf Jahre ausgedehnt, so hätte er sich gewiß mit Ruedis bodenständigen Freunden derart an die Grobheit gewöhnt, daß sie ihm als selbstverständlich vorgekommen wäre. Wer Ruedi ganz kannte, der hat sich von ihm nie gröblich behandelt gefühlt.

Nach in München bestandener Diplomprüfung und längerer Einführungspraxis bei Kreisförster Koch in Laufenburg war der angehende Forstmann dann Mitte der achziger Jahre Adjunkt des Oberförsters in Narau und hierauf in Lenzburg, wo er sich an Wald und Leute gleich gut und fest angeschlossen, Gehülfe eines ehrwürdigen Fachgenossen und Waffenkameraden, des Obersten Walo von Greyerz. Wer hätte damals geahnt, als die beiden zur Freude ihrer Schüler voll Berufsbegeisterung in den Waldbauschulen unterrichteten, daß der Jüngling den Greis im Silberhaar nur um wenige Monate überleben würde!

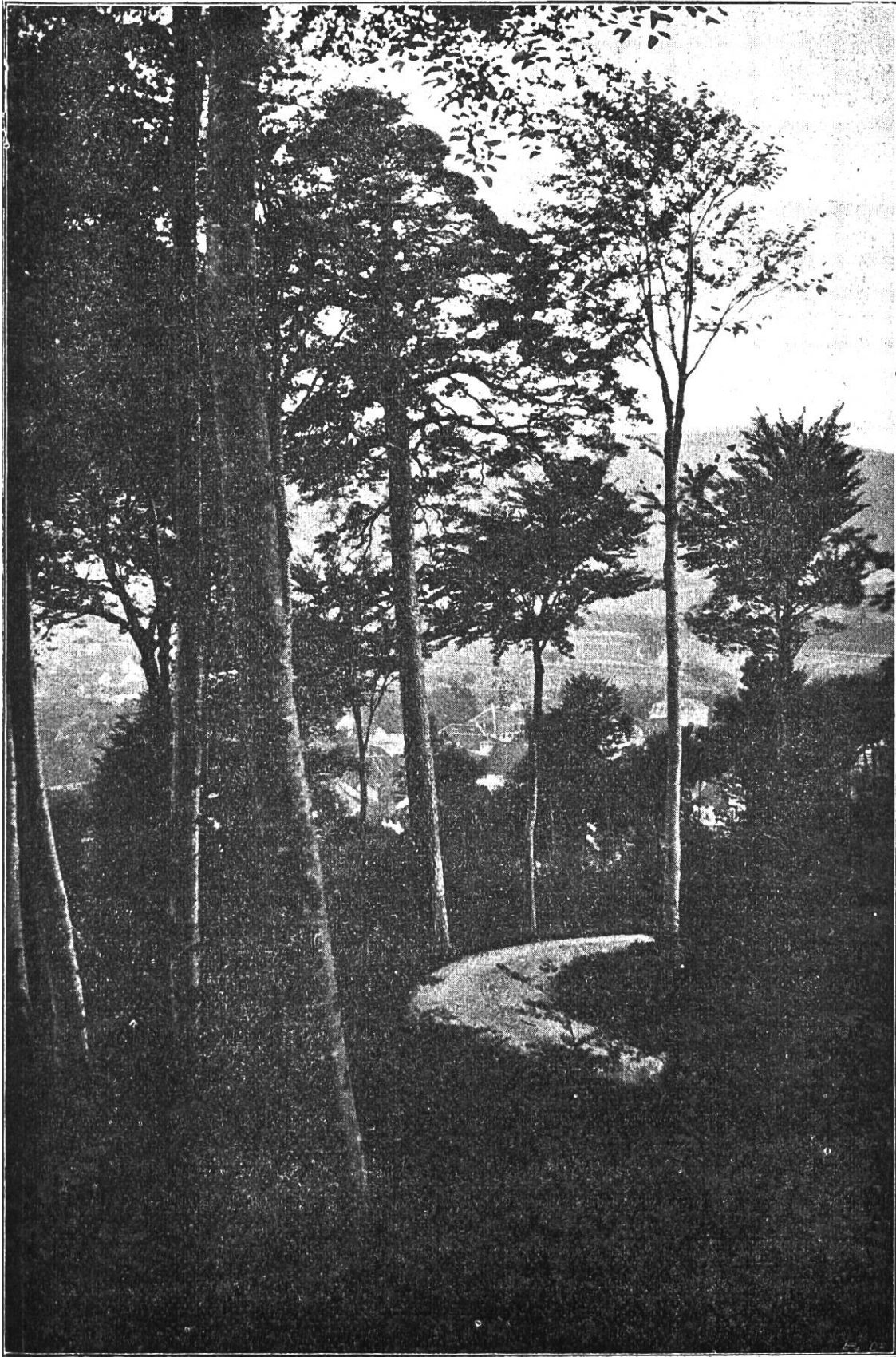
Das Jahr 1887 war das entscheidende für des Forstmanns und des Menschen ganze Zukunft. Es brachte den Ruf in die Heimat, wo der frühem Siechtum verfallene Forstverwalter Welti eine schmerzliche Lücke machte. Diese auszufüllen, schien Ruedi Geißberger wie geschaffen. Beide Teile, die Gemeinde und der Berufene, hatten das Gefühl, für immer zusammen zu gehören, und in der Tat ist der Vertrag, den sie miteinander schlossen, beiden zum Segen geworden. Die Stadt Brugg hat in ihrem försterlichen Mitbürger einen rechten Mehrer ihres grünen Außenreiches angestellt, und der Förster, selber ein urchiger Sproß des Heimatwaldes, schlug, beglückt, daß ihm eine Verichulung erspart blieb, tiefe Wurzeln in dem zusagenden Boden, auf dem er groß geworden war, und er trieb eine schöne Krone, die ihresgleichen suchte. Was er von träumenden Bubenzeiten an als höchsten Wunsch in sich herumtrug, durch wackere Taten im Wald sich hervorzutun, das war nun in den Bereich der Möglichkeit gerückt und forderte des Mannes beste Kräfte heraus. Und die Kraft ist frei geworden. Ruedi Geißberger hat die tönende Weise seines innersten Gemütes aus dem Kindlichen ins Männliche gewendet und damit seiner Heimat und sich selber genug getan. Der grüne Zweig, auf den er sich geschwungen, bleibt ewig grün. Ohne Maske und Berechnung ein außerordentlicher Erfolg nicht nur ein innerliches, auch ein äußerliches Glück! Sich selber treu zu bleiben ein Leben lang, hat doch auch seinen Lohn. — Am Förster seht ihr's, junge Brugger!

Es gibt, außer den fachlichen, an anderer Stelle dieses Büchleins mit Zahlen belegten Leistungen des Forstverwalters, wohl kaum einen überzeugenderen Beweis dafür, daß Rudolf Geißberger jenen Glücklichen zuzählt, die ohne suchendes Tasten mit einem ersten festen Griff den rechten Lebensberuf gefunden haben, als die Tatsache, daß er, der früher ein leidenschaftlicher Nimrod war, in den letzten Jahren kaum noch eine Flinte anrührte. Der Förster hatte den Jäger vollkommen in den Hintergrund geschoben.

Eine zweite Liebe der jungen Jahre, die Freude am Waffendienst fürs Vaterland, hat einen ähnlichen Verlauf genommen, wie die Jagdleidenschaft. Das erstarkende Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl des reisenden Mannes drängte mehr und mehr den vom Walde abziehenden Militarismus zurück. Der militärische Ehrgeiz hatte auch wirklich der eigensten Lebensaufgabe gegenüber, zumal bei dem stark entwickelten Gemüthlichkeits- und Unabhängigkeitsbedürfnis des Försters, keine tiefere Berechtigung. Immerhin bewahrte „der Artilleriste dunkelblau“, der es bis zum Hauptmann gebracht hatte, seiner Waffe und ihren Vertretern zeitlebens ein warmes Interesse. In der Offiziersgesellschaft, deren Sitzungen er selten versäumte, war er stets den jungen Kameraden ein sprechender Zeuge jener Entwicklungsstufe unseres Heerwesens, als die Artillerie voranmarschierte. Daß aber das ausgesprochene Waffen-Selbstbewußtsein der guten Kameradschaft Abbruch getan hätte — Poß heiliges Kanonenrohr! — den Vorwurf wird gegen einen Ruedi Niemand erheben wollen. „Ich hatt’ einen Kameraden, einen bessern findst du nit!“ In diesem Gefühl vereinen sich Alle, die je zu ihm in dienstlichen Beziehungen standen.

Bei aller Gunst des Geschicks und bei allem Talent, heiter und vertrauensvoll in den Tag hinein zu leben, hat es aber auch in Ruedis Leben nicht an schwierigen Augenblicken gefehlt, in denen er in Gefahr stand, den Kompaß und sich selber zu verlieren. Die ersten Amtsjahre brachten Enttäuschungen, die manchen Andern zu Boden gedrückt hätten.

Als es sich bald herausstellte, daß der junge Förster zwar an den Waldgeschäften eine außerordentlich große, am Registrierwesen aber eine unverantwortlich geringe Freude habe, wurde da und dort gemunkelt, es sei nicht Alles glaslauter mit diesem neuen, fröhlichen Gemeindebeamten. Eine Untersuchung stellte die Grundlosigkeit solcher Behauptungen fest; doch die Gegner gaben nun, nachdem sie einmal offen ihre Anklägerrolle hatten spielen



Ausblick von der „Kräpfelsen“ am Bruggerberg.
(Aufnahme von E. Grolacher.)

müssen, nicht so leicht verspielt. Sie griffen den Förster im Walde an und hofften, so der leichtherzig-dreisten Ehrlichkeit doch noch beizukommen. Ein Mann, der einer berechtigten Kritik gegenüber nicht de- und wehmütig ums. Verstreichen bat, sondern offen seine Fehler zugab, daraus aber auch die Notwendigkeit organisatorischer Änderungen ableitete, war nicht nach Jedermanns Geschmack. „Weg mit ihm!“ hieß es von verschiedenen Seiten. Gegen den Grundsatz, der Forstverwalter sei im Interesse seiner technischen Tätigkeit möglichst vom Kleinfram der Verwaltung zu entlasten, konnte zwar nicht viel eingewendet werden, aber es wurden Zweifel ausgesprochen, ob man bei den gegenwärtigen persönlichen Verhältnissen es verantworten könne, die Bürde des Amtes zu erleichtern, der Wald gebe ja noch zu mehr Bedenken Veranlassung, als das Bureau.

Der Vorwurf ging unserm Ruedi ans Herz. Die berechtigten Ausstellungen hatte er ruhig hingenommen, die böswilligen Verdächtigungen brachten ihn um den Schlaf. Jetzt brauchte auch er einmal die Stütze guter Freunde, um Stand zu halten, namentlich, als einer seiner väterlichen Gönner, auf dessen Gerechtigkeit er Berge gebaut hätte, der bedrohlich murrenden Volksstimme ohne lange Untersuchung Zugeständnisse machte, in der Meinung, es lohne sich nicht der Mühe, einen unhaltbar Gewordenen noch gut zu qualifizieren. Glücklicherweise lautete der Befund einer Ober-Expertise durchaus zu Gunsten des Angeklagten, und die Folgezeit hat dann diese gewissenhaften Fachmänner glänzend gerechtfertigt: Nach einem Jahrzehnt galten die Brugger Waldungen landauf und landab als ein Musterbetrieb, und Ruedis Verdienste wurden bereitwillig auch außerhalb der Forstkommision anerkannt.

„Schlimme Tage machen Männer!“ so pflegte Ruedis leider auch zu früh dahingeshiedener militärischer Lehrer und Freund, Oberst Wirz, jeweilen zu sagen, wenn er vernahm, daß ein junger Leichtfuß die Schwere des

Lebens habe erfahren müssen. Er hat mit diesem Wort auch bei seinem liebsten Brugger Kameraden Recht behalten. Seit Ruedi schwere Anfechtungen erfahren hatte, war er ein Mann in des Wortes schönster Bedeutung. Hatte er es bisher für eine nötige Leistung erachtet, unabhängig von Andern seinen geraden Weg zu verfolgen, so ging ihm jetzt der Blick auf für die verdienstlichere Unabhängigkeit von sich selber. Bequemlichkeit und Schreibunlust spielten ferner keine Rolle mehr in seinem Berufsleben. Am entlegensten Waldort stand er nun manchmal schon am frühen Morgen vor Tagwerksbeginn plötzlich hinter seinen Arbeitern mit einem mahnenden: „Wämmer ächt asoh?“, und die Bureauarbeiten hielten ihn Tage lang fest, wenn die fleißige Hand, auf dem Papier spazierend, den Gängen im Wald Vor- oder Nachschub leisten konnte. Die tägliche Arbeit wurde zur fröhlichen Kraftprobe, und der Förster und der Forst wuchsen dementsprechend an Ansehen bei Bruggern und Nicht-Bruggern.

Zur vollsten Befriedigung im Beruf gesellten sich dann bald auch andere Glücksumstände im Engern und im Weitern. Vor allem gründete Ruedi im Jahre 1891 einen eigenen Hausstand. Er schloß den Ehebund mit seiner Schwägerin, der Witwe seines verstorbenen Bruders, in deren Hause er nach der Auflösung der elterlichen Familie heimisch geworden war, und seine Ehe liebste wurde ihm der treue Kamerad, den er in ihr gesucht hatte. „Die verstehen einander!“ sagte sich Jeder, der im „Café“ aus und einging. Da saßen nun die Beiden behaglich zusammen und freuten sich ihrer Gäste, und die Gäste freuten sich der Wirtsleute, welche die alte Bruggergemütlichkeit zu pflegen verstanden. Der Eheherr pochte zwar gelegentlich darauf, er sei kein Wirt, das Geschäft gehöre der Frau, aber gerade diese Bärbeißigkeit zog Viele an. Vom Herrn Forstrat, wie er etwa scherzhaft genannt wurde, ließ sich eben Jeder mehr gefallen, als von irgend einem Andern. Ihm nahm es

fein Mensch übel, wenn er einmal mitten im Winter die Thür sperrangelweit aufsperrte, um den Tabaksqualm und sich selber hinauszulassen, und dann unsichtbar blieb, bis der Zweck seines erkältenden Verfahrens erreicht war. „Warum geht Ihr nicht auch spazieren?“ war seine einzige Entgegnung auf eine Flut von Vorwürfen, und die Zornigen, die damit noch nicht entwaffnet waren, wußte er durch Stunden verdoppelter Gemütlichkeit die ungemütlichen Augenblicke vergessen zu machen.

Die behagliche Lust, wie sie Ruedis goldene Sonntagslaune gelegentlich auch an einem Werktag hervorzauubern konnte, ist eine wohlige Erinnerung für einen Jeden, der da einmal mitgetan hat. Der Förster verstand es, die Leute aus sich herauszulocken. Mit harmlosem Hänfeln nach seiner eigensten unnachahmlichen Methode nötigte er den Zugknöpftesten schließlich zu einem Lächeln über irgend eine von ihm wohl gehütete, aber deswegen doch nicht unbekannt gebliebene Menschlichkeit, und dann war das Eis gebrochen. Es fühlte sich Jeder wohl an des Försters Bändel, weil er dachte: „Wart's nur ab, der Andere, der jetzt auf deine Kosten lacht, wird schon auch noch dran kommen!“ Die düstersten Mienen entwölften sich an der Sonne eines rücksichtslosen, aber nie verletzenden Humors. Gegner, die einander Wochen, ja Jahre lang keinen Blick, geschweige denn ein Wort hatten gönnen mögen, fingen an dem Augenblick zu leben. Halb wider Willen suchten sie im Schutt der Erinnerungen nach Anknüpfungspunkten und framtten einander zulezt alte Bubenerinnerungen aus, froh darüber, wenigstens noch einen unverfänglichen Gesprächsstoff gefunden zu haben. So weit wollte der maître de plaisir seine Leute bringen, das Andere gab sich von selber. Längst dahingegangene Originale der kleinen Stadt verbündeten sich mit ihrem neuzeitlichen, verständnisinnigen Verehrer, um eine rutenzugmäßige Stimmung zu schaffen, in der alle Unterschiede des Alters und des Strebens sich verwischten. „Wa bah! Jez wämmer e chli si!“ sagte der Förster,

wenn etwa ein braver Ehemann allzu zeitig die Uhr hervorzog und in Rücksicht auf das morgige Tagewerk zum Ausbruch mahnte, und die Freude am Sein gab dem Anstifter unerschöpflich neue lustige Einfälle in den Sinn, deren Reize das stärkste Bettheimweh besiegten. War am Tage darauf Einer nachträglich unzufrieden über die lange Sitzung, so klopfte ihm der verantwortungsfreudige Verfasser mitleidig-spöttisch lächelnd auf die Schulter und sagte: „O du guete Kärl, me lebt jo numme einist.“

Es versteht sich von selbst, daß Kuedis kostbare Gabe, die Leute von der gemüthlichen Seite zu nehmen, sich nicht in der Förderung der Geselligkeit erschöpfte. Sie stellte sich in den Dienst jeder guten Sache. Wenn es galt, für einen politischen Fortschritt Stimmung zu machen, wenn die Opferwilligkeit der Bevölkerung für irgend einen idealen Zweck in Anspruch genommen werden sollte, da war der Förster der Mann, der mit Allen reden konnte. Wo er nicht Gehör fand, säte er wenigstens kein neues Mißtrauen.

Wenn bei irgend Einem, so stimmte daher beim Brugger Forstverwalter der Ausdruck, daß ihn das Vertrauen seiner Mitbürger zu allerlei Würden berief. Das Großratsmandat — um nur beim bedeutendsten Amt einen Augenblick zu verweilen —, das er die letzten vier Jahre seines Lebens verwaltete, hatte er nicht gesucht, noch viel weniger durch Versprechungen von seinen Wählern erkaufte. Er fand eines schönen Tages in der Zeitung seine Kandidatur aufgestellt und unterzog sich derselben nach einigem Widerstreben, weil ihm ein triftiger Grund zur Ablehnung fehlte. Der Rathsherr hat denn auch zur Freude und Ehre seiner engern und engsten Heimat seine Pflicht erfüllt als ein leidenschaftsloser, versöhnlicher Politiker, als ein warmer Freund der Landwirtschaft und zugleich als geschickter Verfechter der Interessen seiner Vaterstadt.

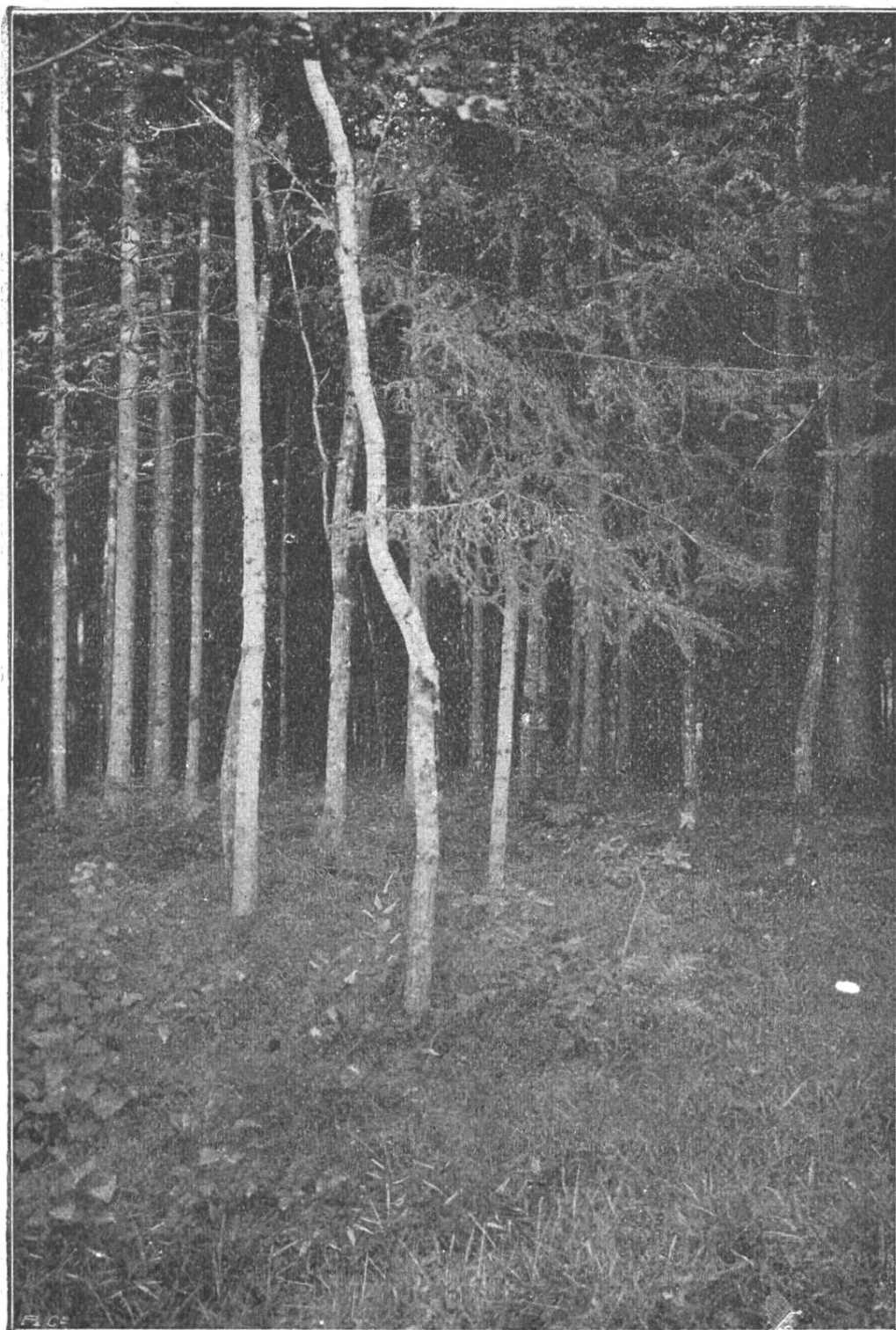
Als es sich darum handelte, die plötzlich gewachsene Gemeinde Brugg=Altenburg durch käufliche Abtretung

eines Stückes Staatswaldes in den Stand zu setzen, trotz vermehrter Bürgerzahl an den alten Grundsätzen des Forstbetriebes festzuhalten, da war es nicht zum mindesten das persönliche Verdienst des allgemein beliebten Försters, wenn sich eine den Brugger Wünschen geneigte Großratsmehrheit zusammensand. Bei diesem Anlaß, wo widerstreitende Interessen hart aufeinander stießen, hat sich Rudolf Geißbergers vermittelndes Geschick am glänzendsten bewährt. Der schlichte Stein im Rainwald, errichtet an der Stelle, wo der Schlag den bäumigen Förster niederwarf, wird beredter, als papierene Urkunden, künftigen Geschlechtern davon erzählen.

Kuedis Zeitgenossen bedürfen äußerer Zeichen der Erinnerung nicht. Kein Tag vergeht, daß sie nicht den Toten schmerzlich vermissen. Wie die Veranstalter der Schillerfeier, in deren Kreis der verhängnisvolle 6. Februar eine unausfüllbare Lücke riß, so haben das Jahr hindurch schon Viele, die aus irgend einem Grunde beratend zusammensaßen, geseufzt: „Wenn Kuedi noch da wäre, es gienge Manches anders.“ Wer fährt so rücksichtslos drein, wenn es Not tut, wie er, bei der Reorganisation der Feuerwehr; wer ist so hinreißend begeistert, wie er beim Tellspiel; wer weiß Alt und Jung den Sonnenschein eines glücklichen Augenblicks so zum Bewußtsein zu bringen, wie der alljährlich von ganzer Seele Jugendfest feiernde Forstverwalter? Wer sich diese Fragen stellt, der neigt betrübt sein Haupt und denkt jenes feierlichen Augenblicks in der menschengefüllten Brugger Kirche, als der „Männerchor Frohsinn“ seinem so jäh geschiedenen Genossen zu Grabe sang: „So guten Kameraden find' ich wohl keinen mehr!“

Es gibt nur einen Trost: Ein guter und treuer Mensch kann nicht sterben. Sein Wesen wirkt weiter in Allen, die ihn gekannt haben.

„Was wir still gelobt im Wald, wollen's draußen ehrlich halten!“ hat es geheißten im letzten Lied, das zu Kuedis Totenehren gesungen wurde. Jedes schöne Plätz-



Stelle im Rainwald, wo Förstverwalter Geißberger verschied.
(Aufnahme von S. Grolacher.)

chen im Berg, jedes heimliche Weglein, jeder wüchsig-Baum, auf dem seines Pflegers Auge mit Wohlgefallen ruhte, ruft uns zu: „Wenn ihr des Försters Freunde sein wollt, dann müßt ihr den Wald und das ganze schöne Vaterland lieben, wie er sie geliebt hat, aus Heimat-erde und Heimatluft müßt ihr eure Kräfte saugen, auf daß ihr über das Unterholz des Lebens emporgedeiht und Stämme treibt, die der Sturm wohl brechen oder entwurzeln kann, aber nicht hin und her wehen wie Wetter-fahnen!“

Um's Neujahr herum hat der Förster einmal eines Abends, als die Rede auf die neue Friedhofshalle kam, den erbarmungslosen Kritikern, deren vernichtendes Urteil durch keinerlei Kunstverständnis und Sentimentalität getrübt wurde, beschwichtigend zugerufen: „Wartet's nur ab, bis wir einmal dran kommen, so in der 14., 15. Reihe, bis dann hat sich die Anlage so zurecht gewachsen, daß ihr nirgends lieber als im Schatten des zur Sehenswürdigkeit gewordenen neuen Friedhofs ruhen wollt!“ Nun liegt der Bewunderer des neuen Gottesackers selber noch auf dem alten. Am ersten schönen Vorfrühlingstag des Jahres 1905 hat der Tod an der Steigerung im Rainwald das höchste Gebot getan. Während der ausrufende Förster von einem Klastern zum andern schritt, sank er erbleichend hin. Von einem gütigen Geschick, das ihm einen seligen Tod im grünen Wald beschied statt langen Siechtums, war sein herzkranker Stamm gezeichnet worden: Schlagreif! Niemand wußte um den Spruch, als der Tod, der ihn vollstreckte.

Auf dem Friedhof, wo so manche Generation unserer Stadt zur langen Ruhe gebettet liegt, schläft auch Forstverwalter Rudolf Geißberger unweit von seinen Eltern und seinem Bruder seit bald einem Jahr den ewigen Schlaf.

Von all den frühgeschiedenen Freunden einer fröhlichen Tafelrunde ist er als Jüngster, in einem Schiller-Alter von 46 Jahren, in die Gruft gesunken.

Es ist Mannespflicht, den Schmerz zu verwinden. Wer des Försters Art ehren will, der wird sich mit starkem Mute in das Unabänderliche fügen; wenn ihn aber einmal die Sehnsucht nach der stillen Stätte treibt, wo der Tote schläft, wird er sicherlich nicht ungetröstet wieder von dannen gehen. Helle Erinnerungen werden die traurigen Gedanken verscheuchen, und vom Lebenden wird es hinunterklingen zum Toten: „Ich bin dem Schicksal dankbar, daß du einmal mit mir gelebt hast und mein Freund gewesen bist.“ Und dann wird der Verbliehene in Jugendschöne aus dem Grabe steigen und mit Geistermunde sprechen: „Ich bin noch dein Freund, komm, wir wollen zusammen wieder unter die Menschen.“

H. B.

